Adolf Frey

Autor(en): **H.B.**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 11

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

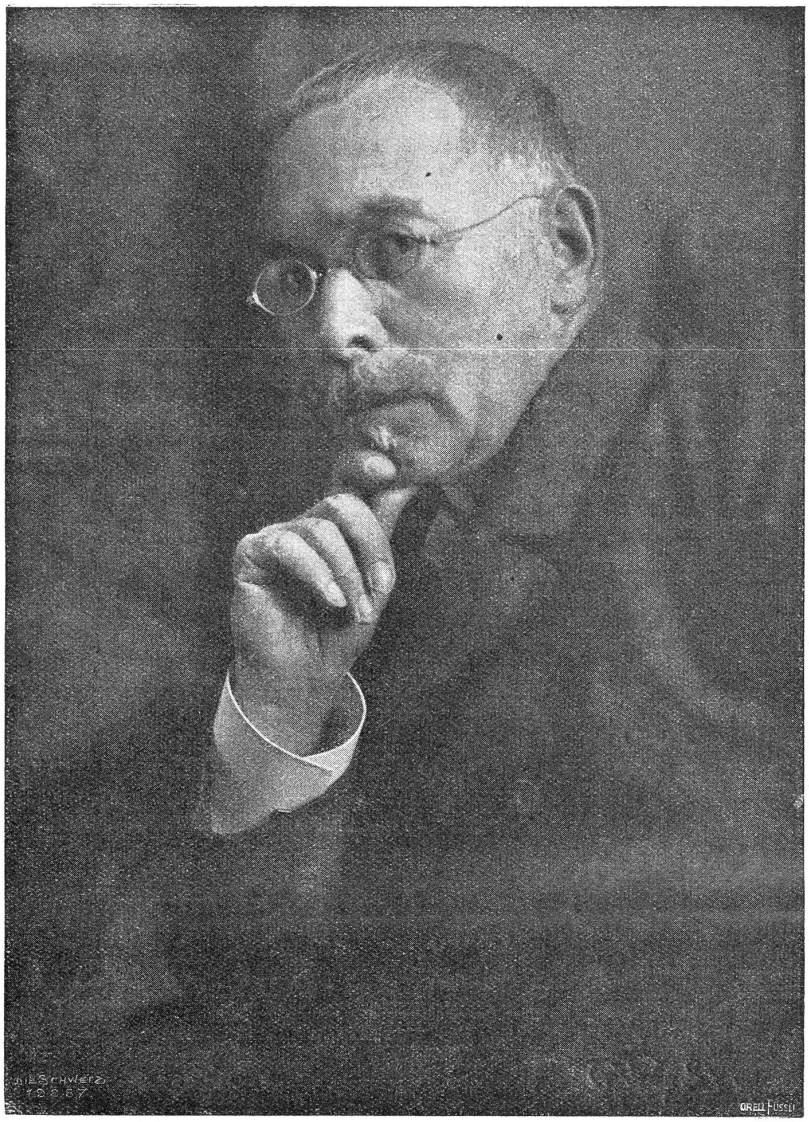
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Adolf Frey

† Adolf Frey.

Am 12. Februar letzthin starb in Zürich der Literarhistoriker und Dichter Prof. Dr. Adolf Frey. Das Lebenswerk des Verblichenen fällt im schweizerischen Kulturgeschehen der zwei, drei letzten Jahrzehnte so schwer ins Gewicht, daß sich seine Darstellung im erweiterten Rahmen eines Nekrologes auch für ein Berner Blatt von selbst rechtfertigt.

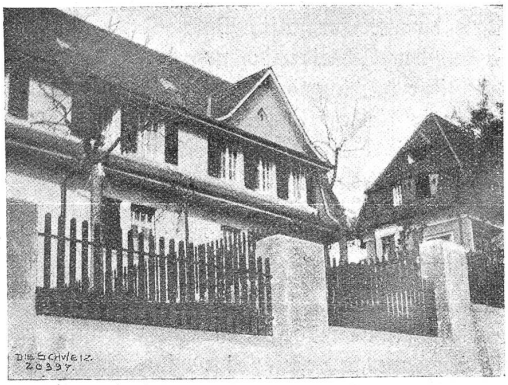
Das wollen wir Berner den Miteidgenossen im Limmatathen neidlos zugestehen: in den Künsten, in der Dichtkunst insbesondere, und in den die Musen begleitenden Wissenschaften stellten sie seit jeher der Schweiz die Führer. Einer dieser Führer war Adolf Frey. Das Bedeutsamste und Auffälligste an seinem Führertum ist dies, daß es gleichmäßig die Kunst und die Wissenschaft umfaßt, darin auf das Vorbild Bodmers im alten Zürich zurückgreifend. Es lag im vornehmen, zurückhaltenden Wesen Adolf Freys, daß nicht jedermann um seine Bedeutung und Verdienste wußte. Seine Bücher drangen nicht ins breite Publikum vor; auch die belletristischen nicht; sie haben dieses Schicksal mit denen Gottfried Kellers und C. F. Meyers gemein. Bei seinen Romanen kommt zu der Schwere des historischen Rüstzeuges, das schon an sich keinen weiten Flug ins Land der Popularität verstattet, eine gewisse lokale Gebundenheit hinzu. Umsomehr verlohnt es sich, das Lebenswerk dieses Mannes näher ins Auge zu fassen.

Durch seines Vaters weh- und wechselvolles Schicksal war Adolf Frey's Erleben vielgestaltig mit Bern verknüpft. Jakob Frey, der bekannte Volksschriftsteller, lebte von 1856 bis 1861, ferner von 1865 bis 1868 und von 1874 bis zu seinem Tode 1875 in Bern; das erstemal als Redaktor an der „Berner Zeitung", das zweitemal als Redaktor der „Schweiz", einem Vorläufer der heutigen Zürcher Zeitschrift, und zuletzt als Redaktor des „Bund".

Adolf Frey wurde am 18. Februar 1855 als Aeltester von fünf Geschwistern in der „Baumschule" bei Aarau geboren. Sein Vater brachte es trotz übermenschlicher Anstrengungen — er schrieb in seinem kurzen Leben neben zahllosen Pflichtaufsätzen für die täglichen und wöchentlichen Bedürfnisse seiner Zeitungen an 97 längere und kürzere Erzählungen — auf keinen grünen Zweig und die Familie mußte an Not und Schuldenelend das Bitterste durchkosten. In ergreifender Weise hat Adolf Frey das Leben seines Vaters, das ein durch Krankheiten aller Art belastetes Martyrium war, in der Biographie von 1898 (Verlag Sauerländer, Aarau) geschildert.

Nach dem frühen Tode des Vaters lag ein gutes Teil der Familienlast auf dem damals zwanzigjährigen Aeltesten, der, nachdem er das Aarauer Gymnasium durchlaufen, in einem mühevollen Hochschulstudium in Bern, Zürich, Leipzig und Berlin 1882 in Aarau am kantonalen Gymnasium seine erfolgreiche Lehrerlaufbahn begann. Im Jahre 1898 starb Jakob Bächtold, der verdienstvolle Biograph Gottfried Kellers, und Frey wurde sein Nachfolger auf dem literarhistorischen Lehrstuhl der Zürcher Universität.

Mit seiner Biographie des Graubündner Dichters Gaudenz von Salis-



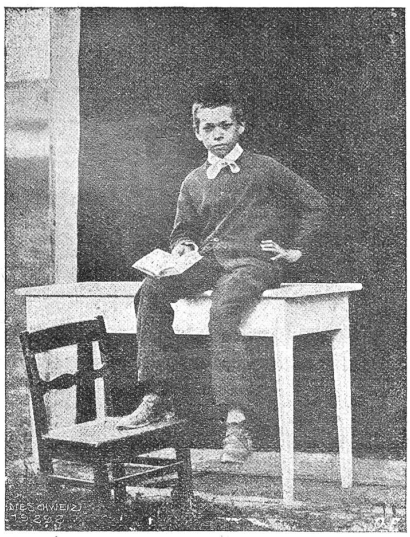
Adolf Frey's Heim in Zürich.

Sewis betrat Adolf Frey schon 1889 den Boden, den ihm seine ureigenste Begabung zuwies. Ueber Freys „Bildnis-

kunst", seine Fähigkeit, die Dichter und Künstler, von denen uns die herkömmliche Literatur- und Kunstgeschichte nur die Silhouetten zeigte, in Vollfiguren zu wandeln, haben in der Adolf Frey-Nummer der „Schweiz" (1915) Ernst Würtenberger und Eduard Korrodi das Zutreffendste gesagt. Es folgten diesem Werke die lange Reihe biographischer Darstellungen, die Frey's hervorragende Stellung in der Schweizer Literar- und Kulturgeschichte begründeten:

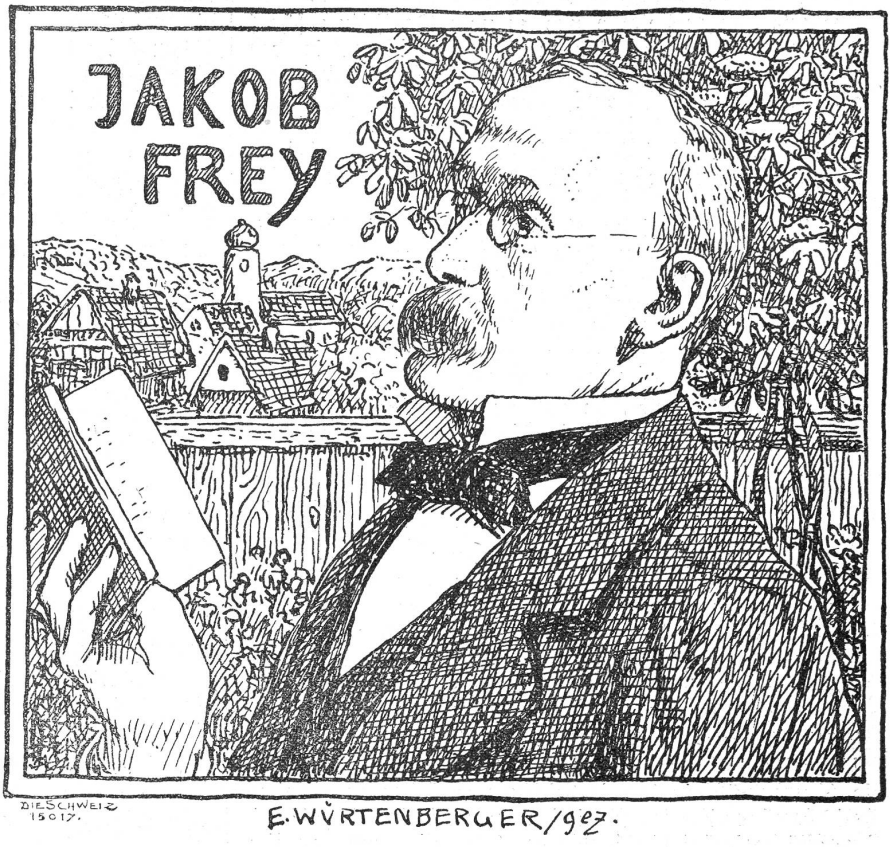
1893 Erinnerungen an Gottfried Keller.
1898 Jakob Frey, Ein Lebensbild; die Biographie seines Vaters wächst sich zu einer Monographie des schweizerischen Volksschriftstellertums der 50er bis 70er Jahre aus.
1899 C. F. Meyer, Sein Leben und seine Werke. (Bei Cotta, Stuttgart und Berlin.)
1903 Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Zürcherfreunde. (Ebenda.)
1906 Der Tiermaler Rudolf Koller.
1914 Ch. W. Gluck.
1915 Briefe Albert Weltis.

Was diese Bücher auszeichnet, ist die lebendige Anteilnahme des Autors an seinem Stoffe. Sie sind nicht Produkte der Gelehrtenstube, sie sind entstanden im persönlichen Kontakt von Mensch zu Mensch, selbstverständlich ausgenommen bei Gaudenz von Salis-Sewis und Gluck, wo es sich um Tote handelte. Man hat Adolf Frey vielfach benieden um seine Beziehungen zu Keller und Meyer, Böcklin und Koller. Diese waren ohne Zweifel vorbereitet durch die väterlichen Beziehungen zu diesen sonst nicht eben zugänglichen Zürcher Koryphäen. Jakob Frey war ihnen als Redaktor und Volksschriftsteller wohlbekannt und ihnen, wie wir das aus



Adolf Frey als Sechszehnjähriger.

Briefen an Frey für Gottfried Keller bestimmt wissen, sympathisch. Das Entscheidende indessen bei Adolf Freys Verhältnis zu diesen Großen der Kunst war ohne Zweifel sein eigenes Künstlertum und seine eigenen persönlichen Werke. Sie anerkannten ihn als ihresgleichen und vertrauten ihm darum rückhaltloser als irgend einem der vielen Literaten, die auf sie Jagd machten.



Im Jahre 1886 erschien das erste Büchlein „Gedichte" von Adolf Frey. Diesem ersten Dokument einer starken dichterischen Begabung folgten 1891 die „Festspiele zur Bundesfeier", 1893 die Tragödie „Erni Winkelried", 1895 die „Füfzg Schwizerliedli": „Duß und underm Rafe", 1895 die „Totentanz"-Balladen, 1900 die „Zürcher Festspiele", 1912 der Roman „Die Jungfer von Wattenwil", 1913 „Neue Gedichte", 1916 „Blumen-Ritornelle" und 1918 der zweite Roman „Bernhard Hirzel" und das Musik-Drama „Der Fürst der Hulden".

Die stärkste künstlerische Wirkung lösen von allen seinen poetischen Werken unstreitig die Gedichte aus. Hier findet er für die dichterische Empfindung den unmittelbarsten und formkräftigsten Ausdruck. Im lyrischen Lied und in der Ballade stellt er sich Schulter an Schulter neben seine großen Vorbilder und Lehrer, neben Keller und Meyer. Wie diesen eignet ihm die Bildkräftigkeit der Sprache, der musikalische Wohllaut und der volle Klang des Verses. Wie diesen ist für ihn der in Stimmung gefaßte Gedanke der Kern des Gedichts. Wie sie entnimmt er die Vorstellungen und Bilder seiner Sprache der Natur, und er wacht darüber, daß sie mit der Realität der Dinge in Uebereinstimmung sind. Frey ist ein Meister der Form. Er sichtet und wählt aus; die Fülle des Stoffes verführt ihn nie zu einem flüchtigen Tempo des Schaffens. Hier mag ihm das Künstlerschicksal seines Vaters immer warnend vor Augen gestanden sein. In der stofflichen Tradition hingegen durfte er die väterliche Tradition zu der seinigen machen. Schon Jakob Frey schwebte eine nationale Selbständigkeit des schweizerischen Schrifttums vor. Adolf Frey hat bewußt als Dichter wie als Literarhistoriker an dieser Selbständigmachung gearbeitet. Indem er das Alemannische, das Schweizerische in

Keller und Meyer betonte und es vom Deutschtum scharf abgrenzte, half er den jungen Schweizerdichtern in den Sattel. Mit seinem Gedichtbüchlein „Duß und underem Rafe" bekannte er sich freudig zum Dialekt als vollgültiger Kunstform und zur Heimatkunst, und er ebnete damit den Meistern der Dialektdichtung, wie M. Lienert, J. Reinhart, S. Gfeller, von Tavel und E. Eschmann, nicht wenig die Bahn.

Mit seinen Festspielen glaubte er eine spezifisch schweizerische Dichtungsart neu beleben zu können. Er täuschte sich; die Voraussetzung hiefür, die patriotisch-nationale Begeisterung als Resonnanzboden für pathetisch hochwallende Gefühlsdarstellung, schwand im Materialismus der Zeit dahin wie der Schnee in der Föhnnacht. Das Drama „Erni Winkelried", auf das gleiche Gefühlsfundament aufgebaut, war aus demselben Grunde von vergänglicher Wirkung.

Wo er aber Themata mit allgemein menschlichen Problemen gestaltet, da packt und hält er die Leser jederzeit fest. Dies gilt vor allem für den „Totentanz"-Zyklus. Er greift hier ein uraltes Thema auf. Wenn aber die Meister der deutschen Renaissance, Holbein und Niklaus Manuel, den Tod karikieren und ihren Spaß mit ihm treiben, wenn Rethel ihn vermenschlicht, so faßt Frey ihn als den Dämon, als das über dem Menschenglücke schwebende Wehschicksal auf. Er geht dabei von der natürlichen Empfindung des mitten im vollen Werke stehenden Menschen dem Lebenszerstörer gegenüber aus, und darum sucht er die Situationen auf, wo die Dämonie, das Unbegreifliche seines Wirkens erschütternd zum Ausdruck kommt. (Man vergleiche das beigedruckte Gedicht „Die Dohle".) Hier stoßen wir auf ein Grundgefühl in Frey's Dichtung, auf den zur Melancholie herabgemilderten Pessimismus; es ist bei Frey Familienerbstück wie bei C. F. Meyer. Die Erinnerung an eine gedrückte Jugend vermochte Frey trotz späterer glücklicher Lebensverhältnisse nie ganz los zu werden.

Dies wirft auch ein erklärendes Licht auf die Stoffwahl bei seinen Romanen. Seine Jungfer von Wattenwil, nicht die historische, ist ein von Kindheit an unter feindlichen Sternen wandelndes Menschenkind. Sie, die reitende, fechtende, weder den Tod noch die Geister fürchtende Amazonin, wird vom Schicksal — hier identisch mit der Unvernunft und der Hartherzigkeit der Zeitanschauung — so herb und qualvoll in die Zange genommen, daß man abwehrend rufen möchte: genug des grausamen Spiels! Hier scheint uns der Dichter über das allgemein-menschliche Maß hinauszugehen. Das ungewöhnliche, von der Geschichte schon als Merkwürdigkeit gebuchte Schicksal der Berner Patrizierin hätte nach unserem Empfinden mehr noch, als der Dichter es getan, von den Schlacken der Zufälligkeit und des Romanhaften gereinigt werden müssen, um unser menschliches und damit das künstlerische Interesse festzuhalten. — Aus diesem Grunde stellen wir den zweiten Roman Frey's, „Bernhard Hirzel", über seinen ersten. Hier ist ein Schicksal mit psychologischer Folgerichtigkeit von seinen Anfängen bis zum tragischen Ende geführt. Wen das historische Interesse über die breiten Zustands- und Ereignisschilderungen des ersten Buches hinüberträgt, der findet sich durch die packende Darstellung eines Lebensniederbruches unter innerlich wahren und darum erschütternd wirkenden Verumständungen reichlich belohnt. Das Urbild seines Bernhard Hirzel ist jener fanatisch-konservative Pfarrer von Wäffikon, der zuerst den Glockenstrang zog zum „Züriputsch" des Jahres 1839, jener fatalen Folge des „Straußenhandels". Von den Parteifreunden, denen seine Draufgängertat ans Ruder verholfen, desavouiert und zuletzt im Stiche gelassen, von den Schulden, die ein unordentlicher Idealismus ihm auf den Hals geladen, und von einer illegalen Liebesleidenschaft verfolgt, flüchtet sich der unglückliche Pfarrer zuletzt nach Paris, um dort nach kurzer, aber qualvoller Boheme mit seiner Geliebten im Selbstmord zu enden. „Bernhard Hirzel" ist ein großangelegtes Zeit- und Seelengemälde. An ihm ließe sich die große Darstellungskunst des Dichters eingehend studieren. Schon beim flüchtigen Durchlesen zwingt uns die absolute Beherrschung des historischen Stoffes im allgemeinen und des Zeitkolorits im besondern Bewunderung ab.

*

Adolf Frey hatte auf seinem Krankenlager, das ihm zum Sterbelager wurde, eine hohe Genugtuung seines Strebens als Lehrer, Dichter und Mensch erfahren. Eine ganze Gemeinde junger, bereits zu Geltung und Ansehen gelangter Zürcher Dichter, Schriftsteller und Gelehrter brachten ihm in einer Sondernummer der „Schweiz", die für seinen 65. Geburtstag gedacht war, als ihrem verehrten Freund und Lehrer in Gedichten und Essays den Kranz der Dankbarkeit dar.*) Mit freudigem Stolze mag er im Geiste die stattliche Schar der aus seiner strengen literarischen Schulung herausgewachsenen Männer und Frauen überblickt haben, die heute in seinem Sinne als Sauerteig im schweizerischen Kunst- und Literaturleben wirken. Indem wir von Bern aus diese Verhältnisse anerkennend vermerken, verneigen auch wir uns vor den Manen des Verstorbenen und legen unsern bescheidenen Kranz auf sein Grab. H. B.

* * *

Die Dohle.

Auf des gehörnten Wildbergs Felsenlenden
Liegt förn'ger Neuschnee locker aufgeweht,
Durch seine glitzerigen Wülsten drückt
Die Föhre kaum die sturmverkrümmten Aeste.
Die graue Alpendohle hockt zu höchst darauf,
Halb schlafend, halb erfroren, Kopf und Schnabel
Ins struppige Gefieder eingezogen.
Es kommt von ungefähr der Tod geschlendert
Und sieht die alte Kreatur und denkt
Ihr Döchtlein im Vorbeigehn abzuzwicken.
Schon spreizt er seine dürren Finger aus,
Da gellt ein Pfiff tief unten durch das Tal,
Und aus dem Tunnel an der Felsenlehne
Des Bergstocks jagt ein Zug mit roten Lichtern,
Und seine Räder dröhnen durch die Dämmerung.
Ein falscher Schein huscht auf des Todes Stirn,
Er grinst — er lacht und packt die Föhre blitzschnell
Und schüttelt sie. Aufkreischend fällt die Dohle
Und hüpft und flattert bänglich unbeholfen.
Der Schnee rutscht unter ihren plumpen Flügeln —
Er gleitet langsam — unten gleitet's rascher —
Es rollt — es poltert — stürzt — es fegt — es saust —
Es schnellt und schießt und stäubt die jähe Fluh hinunter.
Es stäubt von Fluh zu Fluh — die Laue stürzt,
Und in die Tiefe schmettern Zug und Mensch!
Der Tod reibt sich vergnügt die Knochenhände
Und johlt, daß es von Fels zu Felsen schrillt:
„Ich hätte das getan? Die Dohle tat's!"
Und tanzt und freut sich wie ein Gassenbube.

(Aus dem „Totentanz"-Zyklus)

Tessinerbrief.

Von E. Balmer.

Brissago, im März 1920.

Liebe „Berner Woche"!

Du wirst nicht wenig erstaunt sein, von mir einen Brief zu erhalten und zumal noch vom schönen Langensee, wo ich Erholung suche von einer bösen Krankheit. Der Petrus hat aber heute die Schleusen wieder für den ganzen Tag geöffnet und da habe ich mich ans warme Kamin geflüchtet und

* Die Nummer enthält Beiträge von Hans Trog, Ed. Korrodi, F. Enderlin, E. Eschmann, R. Faesi, M. Geilinger, Esther Odermatt, Bertha v. Orelli, C. F. Wigand, Hans Ganz, Lina Baumann, Anna Fierz und E. Würtenberger.